

# Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur

## Thürner Ostdeutschen Zeitung.

Nr. 18. 1889.

### Hoher Einsatz.

Roman  
von

Ludwig Sabisch.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ich habe eben dem Herrn Marchese erklärt, daß es mit der glänzenden Erbschaft, die er mir bereits in Aussicht stellt, noch gute Wege hat, weil es ja sehr leicht möglich ist, daß die Schwester meiner Base noch lebt,“ sagte die Comtesse, und ein feines Lächeln spielte um ihre Lippen. Sie empfand eine gewisse Freude darüber, daß sie die kühnen Pläne des Italieners bereits wieder zerstören konnte, und wie gutmüthig und harmlos sie auch im Grunde war, etwas wie Ekel überkam sie bei dem Einblick in diese innerlich gemeine Natur, die so offen und rückhaltlos ihre innersten Gefinnungen zur Schau legte.

Bei den Worten der jungen Dame zeigte aber selbst die alte Gräfin, die sich sonst so sehr zu beherrschen wußte, eine Betroffenheit, die sie vergeblich zu bezwingen suchte. Ah, daran hatte sie noch gar nicht gedacht! Sie war bisher nur ganz erfüllt von dem freudigen Gedanken gewesen, daß ihrem theuren Liebling plötzlich das glänzende Erbe zugefallen sei, das Margareth eigentlich von Gott und Rechtswegen schon längst gehört habe; aber im nächsten Augenblick hatte die alte Dame ihre ruhige Fassung wiedergewonnen und sie entgegnete mit großer Sicherheit: „Nein, das ist unmöglich! Von dem Kinde ist damals trotz des eifrigsten Forschens auch nicht die mindeste Spur entdeckt worden; seitdem sind beinahe zwanzig Jahre verstrichen, und Niemand hat von ihm je ein Wort erfahren und gehört. Es ist sicher längst todt.“

„Das glaube ich kaum, hast Du mir nicht erzählt, daß man damals allgemein angenommen habe, die Kleine sei geraubt

worden? Ist es dann nicht sehr leicht möglich, daß Nannie noch lebt?“

„Geraubt?“ wiederholte der Italiener, „das ist ja sehr interessant.“

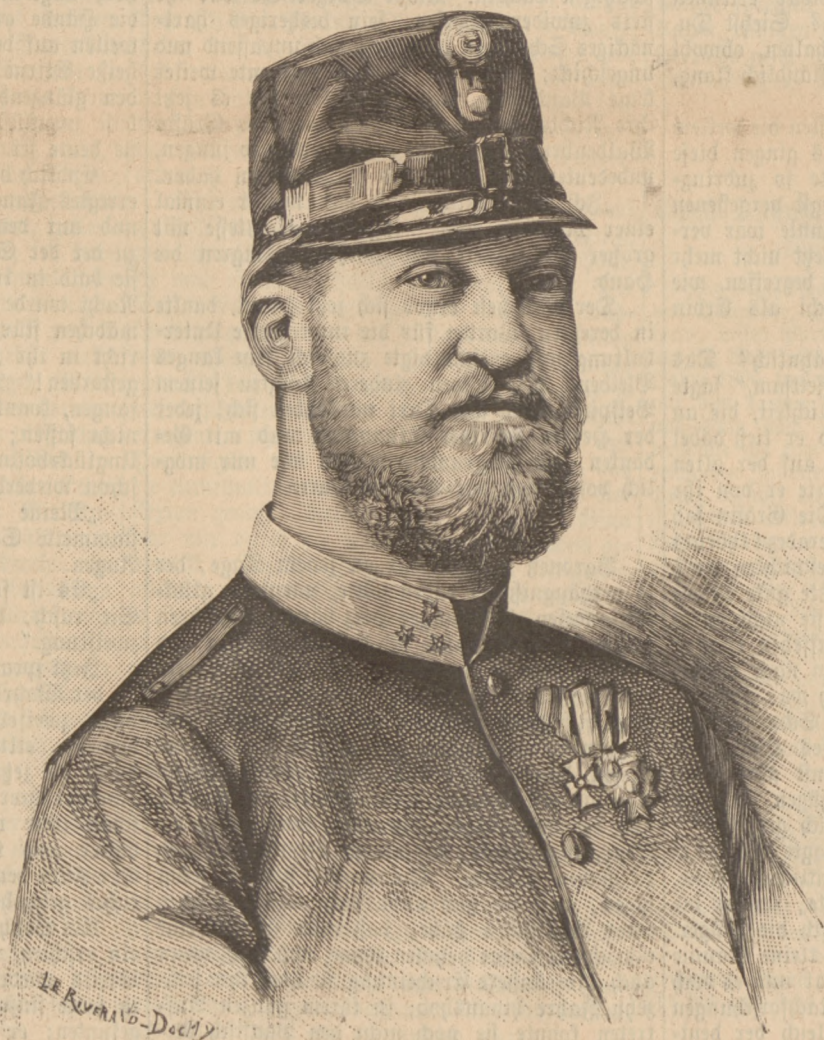
Auch Jospovic wurde immer aufmerksamer, obwohl er seine Spannung geschickt zu verbergen wußte; er stemmte den linken Arm auf das Geländer des Balkons, und den Kopf in die Hand legend, blickte er träumerisch in den Garten hinunter, während ihm nicht ein Wort der weiteren Unterhaltung entging, und er mit immer größerer Aufmerksamkeit dem Gespräch lauschte.

Doktor Holmgren hatte nur Augen für Mar-

gareth, und wenn er sie nicht bereits tief und innig geliebt hätte, so würde sie heute vollends sein Herz durch die Art und Weise gewonnen haben, wie sie ruhig lächelnd auf die Glücksgüter verzichtete, die ihr nach der Meinung der Welt bereits zugefallen waren. Sie verrieth wieder einmal die vornehme Sorglosigkeit und den schönen Idealismus, die ihr ganzes Wesen kennzeichneten.

„Erzähle nur, liebe Tante,“ sagte die Comtesse. „Ich selbst möchte gern noch einmal die Geschichte hören.“

Die alte Gräfin sah ein, daß es ihr doch nicht möglich sein würde, länger auszuweichen, denn sie kannte schon ihre Nichte, und auf dem einzigen noch freien Stuhle Platz nehmend, der dicht neben dem Marchese stand, begann sie mit leicht gerunzelter Stirne, die ihren inneren Unmuth verrieth: „Mein Vetter, Graf Waldenbruck, hatte die militärische Carrière gewählt und das Unglück, mit seinem Regiment an die türkische Grenze versetzt zu werden. Seine Frau fühlte sich dort besonders unbehaglich, wie sie mir in ihren Briefen mehrfach klagte. Endlich schrieb sie mir hocherfreut, daß ihr Gemahl zum Feldmarschalllieutenant befördert worden sei, und daß sie schon in den nächsten Tagen wieder nach Wien übersiedeln würden. Sie kam auch wirklich bald darauf bei uns an, aber in tiefster Trauer; ihr jüngstes Töchterchen war ihnen unterwegs abhanden gekommen, und alles Forschen nach dem Verbleib desselben vergeblich geblieben. Ein Erkranken der ältesten Tochter, die damals auch erst sechs Jahre alt war, hatte die Generalin gezwungen, in einem kleinen ungarischen Orte ein paar Tage zu rasten. Bei der Angst und Sorge um die kranke Fanny hatte man auf die drei Jahre jüngere Nannie weniger geachtet, und sie war plötzlich aus dem kleinen Garten des Gasthofs verschwunden, in dem sie noch kurz vorher ruhig gespielt, wie



Ernst August, Herzog von Cumberland. (S. 139)



das Kindermädchen behauptete. Wie auch meine Verwandten alle Hebel in Bewegung setzten, um wieder in den Besitz ihres jüngsten Töchterchens zu kommen, es blieb verschwunden, und bis zur heutigen Stunde ist von Nannie auch nicht die geringste Spur entdeckt worden."

"Und hatte Niemand ein Interesse, sich des Kindes zu bemächtigen?" fragte der Italiener sogleich äußerst lebhaft, als die alte Dame kaum ihre Erzählung beendigt.

Die Gräfin zuckte die Achseln: "Che sa! (Wer weiß)? Man behauptete, mein Vetter, Graf Waldenbruck, habe an seinem damaligen Garnisonsorte einen erbitterten Feind gehabt, der den Seinigen nachgereist sei und sich des Kindes bemächtigt habe, um sich an dem Grafen zu rächen; Andere muthmaßten, umherziehendes Gefindel habe die Kleine geraubt, so viel aber ist jedenfalls sicher, daß sie längst nicht mehr unter den Lebenden weilt."

"Che sa?" wiederholte jetzt der Marchese das Wort der alten Gräfin, das sie in seiner Muttersprache angewandt hatte. Die Gräfin sah bei diesem Ausruf dem dicht vor ihr sitzenden Italiener fremdet in's Gesicht und fand seine Bemerkung geradezu unpassend. Der Marchese schien aber den Unwillen seiner Nachbarin gar nicht zu bemerken, denn er fuhr in seiner hastigen, lebhaften Weise fort: "Wie hat denn die kleine Nannie ausgesehen? Hat sie mit ihrer Schwester, der Baronin Ehrenreich, große Ähnlichkeit gehabt?"

Gräfin Trautenberg fand diese Fragen noch unpassender, als vorher den Zweifel des Italieners; sie wollte schon eine ausweichende, ablehnende Antwort geben, aber ihre Richte begann sogleich: "Hast Du mir nicht erzählt, Deine Base habe stets behauptet, ihre beiden Kinder hätten grundverschieden ausgesehen, aber dennoch hätte man auf der Stelle erkennen müssen, daß sie Geschwister seien? Siehst Du, liebe Tante, das hab' ich doch behalten, obwohl es mir ziemlich dunkel und unverständlich klang, als Du damals davon sprachst."

Die alte Dame hätte am liebsten die weitere Unterhaltung abgebrochen — was gingen diese Herren und besonders den heute so zudringlichen Marchese diese alten, längst vergessenen Geschichten an? Die kleine Nannie war verschwollen und tauchte sicher auch jetzt nicht mehr auf; sie konnte deshalb gar nicht begreifen, wie ihre Richte sich noch immer nicht als Erbin fühlen mochte.

"Grundverschieden und doch ähnlich? Das klingt mir auch sehr dunkel und seltsam," sagte der Italiener mit einer Nachdenklichkeit, die an ihm sonst völlig fremd war, und er ließ dabei seine unruhig funkelnden Augen auf der alten Dame forschend ruhen, als erwarte er von ihr unbedingt weiteren Aufschluß. Die Gräfin sah keinen Ausweg; ihre Richte war geradezu thöricht und unbesonnen, diese alten Geschichten an's Tageslicht zu zerren; aber sie mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, wenn sie nicht durch ihr Schweigen noch größeres Aufsehen erregen wollte, und so antwortete sie denn nach kurzem Schwanken: "Baronin Ehrenreich war eine entschiedene Blondine, ihre jüngere Schwester dagegen soll ganz schwarzes tauflaues Haar und dunkle Augen gehabt haben, sonst aber seien die Geschwister in ihren Gesichtszügen, in ihrer Gestalt sich außerordentlich ähnlich gewesen."

"Das ist sehr merkwürdig!" sagte der Marchese, und zog mit einer so nachdenklichen Miene, wie er sie noch nie gezeigt hatte, wieder die Spitzen seines Schnurrbartes durch die Finger.

"Noch seltsamer ist, daß die kleine Nannie ein besonderes Merkmal gehabt hat und es doch nie gelungen ist, sie trotz aller Nachforschungen zu entdecken. Das ist aber zugleich der deutlichste Beweis, daß die Kleine sich längst nicht mehr am Leben befindet, denn dieses Merkmal

hätte zu ihrer Entdeckung unbedingt führen müssen."

"Und was war das für ein Merkmal?" fragte der Italiener, dessen nachdenkliche Stimmung schon wieder einer größeren Aufmerksamkeit Platz gemacht hatte.

"Sie soll als ganz kleines Kind auf einen spitzen Stein gefallen sein, und davon eine große weiße Narbe auf der Stirne davongetragen haben."

"Das ist in der That der deutlichste Beweis, daß die Kleine nicht mehr am Leben, denn sonst hätte ein solches Merkmal längst zu ihrer Entdeckung führen müssen," ließ sich jetzt plötzlich auch Jospovic vernehmen, der sich so lange schweigend verhalten und in den Garten hinuntergestarrt hatte, und dem doch, wie er jetzt mit dieser Bemerkung verrieth, von dem Gespräch auch nicht das Mindeste entgangen war.

Die alte Gräfin warf dem Slavonier einen beifälligen Blick zu; es beruhigte sie sehr, daß der scharfsinnige kluge Mann ihre Ansicht theilte.

"Das denke ich auch," entgegnete sie ungewöhnlich lebhaft, "und deshalb wird jetzt jedes weitere Forschen nach der Verschwundenen noch vergeblicher sein als damals, wenn wirklich die Gerichte darauf bestehen sollten, was ich gar nicht glaube."

"Es wird doch unbedingt geschehen müssen," sagte Margareth, und sich an Doktor Holmgren wendend, um den Schweigelamen auch einmal in das Gespräch zu ziehen, fügte sie hinzu: "Meinen Sie das nicht auch, lieber Doktor?" "So viel ich davon verstehe, zweifle ich ebenfalls nicht daran, daß es geschehen wird," war Holmgren's freundliche, aber bestimmte Antwort.

Gräfin Trautenberg verzog bei dieser offenen Erklärung die schmalen Lippen zu einem geringfügigen Lächeln. Dieser Bürgerliche war ihr stets zuwider gewesen, sein bisheriges hartnäckiges Schweigen fand sie gleich unpassend und ungeschickt; nun, der Mensch verdiente weiter keine Beachtung, und hoffentlich sah es jetzt ihre Richte ein, daß es sich für eine Gräfin Waldenbruck nicht mehr schide, einen so jungen, unbedeutenden Doktor als Hausarzt zu haben.

"Ich freue mich, daß wir wieder einmal einer Meinung sind," sagte die Comtesse mit großer Herzlichkeit und reichte Holmgren die Hand.

Der Marchese erhob sich jetzt zuerst, dankte in berebten Worten für die interessante Unterhaltung und entschuldigte zugleich sein langes Bleiben. Die beiden Anderen folgten seinem Beispiele, und alle Drei empfahlen sich, jeder der Herren in einer Stimmung und mit Gedanken, die so grundverschieden wie nur möglich von denen der Anderen waren.

#### 4.

Baroneß Sophie war an jenem Tage, der so verhängnißvoll enden sollte, unendlich glücklich gewesen. Ihr junges Herz hatte aufjauchzen mögen, und sie mußte sich doch beherrschen und durfte Niemand verrathen, wie es in ihrem Inneren wirklich ausah. Herr v. Angerstein hatte sich heute während der ganzen Fahrt ungewöhnlich aufmerksam gezeigt und deutlich bewiesen, daß er nicht mehr in ihr einen Badsfisch sehe, wie die Anderen, und besonders ihr Bruder und der hochmüthige Chevalier, sondern ihr die Beachtung schenke, auf die sie bereits Anspruch zu haben glaubte. Sie mußte sich ja selbst sagen, daß sie gar nicht mehr das Aussehen eines Badsfisches habe, daß man sie für eine erwachsene Dame nehmen könne, und doch, wenn auch ihre äußere Erscheinung sie über ihre sechzehn Jahre hinaus hob, in ihrem ganzen Auftreten konnte sie noch nicht den Badsfisch verleugnen. Ihre Bewegungen waren unbeholfen und edig; sie erröthete leicht, wenn man sie

unerwartet anredete, fand nicht gleich die passende Antwort, war dann aber doch zu Zeiten wieder ungewöhnlich lebhaft, und sobald sie einmal in Zug gekommen war, strömten ihr die Worte von den Lippen. Sie wußte, daß ihr Auftreten noch ungleich, unsicher und zuweilen recht ungeschickt war; sie ärgerte sich selbst darüber und konnte sich doch nicht von den Banden befreien, die auf ihr lasteten und sie einschnürten.

Heute hatte Sophie sich zum ersten Male etwas freier gefühlt; während der Fahrt hatte der Oberlieutenant freilich nicht viel mit ihr gesprochen, aber seine Blicke waren nur zu oft über ihr Antlitz hinweggeschweift und hatten dann voll stiller Bewunderung auf ihrem goldblonden Haar geruht, das bei jedem Sonnenstrahl, der sich hinein verirrte, noch goldiger schimmerte. Während die Anderen laut sprachen, hatte Herr v. Angerstein leise an sie einige Worte gerichtet, und gerade diese leise geführte Unterhaltung war so reizend und gab ihr den Muth, rascher und besser zu antworten, als sonst. Ach, und dann das fröhliche Mähl in Torbole! Er hatte wieder an ihrer Seite Platz genommen, ihr die Forellen vorgelegt, ihr Glas gefüllt und mit ihr angestoßen. Je lustiger die Anderen sich zeigten, desto stiller waren die Beiden geworden, und Sophie glaubte doch, sich niemals köstlicher unterhalten zu haben. Und beim Abschied hatte er ihr so warm und herzlich die Hand gedrückt! Sie war wie in einem süßen Taumel auf ihr Zimmer gekommen. Heute konnte, heute mochte sie Niemand mehr sehen. War aber ihr Glück nicht etwa bloße Einbildung? Nein, nein; sie fühlte noch immer seine bewundernden Blicke auf sich gerichtet, den zärtlichen Druck seiner Hand. Sie wurde geliebt, und von einem solchen Manne! O, ihr junges Herz drohte zu zerspringen. Sie wanderte noch lange in ihrem Zimmer auf und ab, preßte die Hände auf ihre Brust und trat dann zuweilen auf den kleinen Balkon hinaus, um ihre heiße Stirne an der Abendluft zu kühlen und den glänzend zu ihr niederschauenden Sternen leise zuzusüßeln, wie selig, wie unendlich selig sie heute sei.

Endlich beruhigte sich ein wenig ihr stürmisch erregtes Innere; Sophie suchte ihr Lager auf, und mit dem Glücke einer Sechzehnjährigen, zu der der Schlaf noch ungerufen kommt, sank sie bald in tiefen Schlummer. Mitten in der Nacht wurde sie plötzlich geweckt. Ein Dienstmädchen stürzte laut jammernd mit der Nachricht in ihr Zimmer: "Die Baronin ist soeben gestorben!" Die Baroneß, noch von Schlaf befangen, konnte anfangs die Schreckenskunde gar nicht fassen; sie starrte nur erschrocken auf die Unglücksbotin, die jetzt noch lauter ihren Jammer schrei wiederholte.

"Meine Schwägerin todt? Unmöglich!" stammelte Sophie verwirrt und rieb sich die Augen.

"Es ist so, wie ich Ihnen sage. Kommen Sie rasch, der Herr Baron ist ganz in Verzweiflung."

Jetzt sprang Sophie aus dem Bett; sie konnte an der Wahrheit der furchtbaren Nachricht nicht mehr zweifeln; rasch ein Gewand sich überwerfend, eilte sie, am ganzen Leibe zitternd, durch die jetzt hell erleuchteten Räume bis zum Zimmer ihrer Schwägerin. Ein Theil der Dienerschaft irrte rathlos umher; ein anderer hockte düster und traurig in irgend einem Winkel, aber Alles deutete darauf hin, daß etwas Schreckliches geschehen sei.

Als Sophie im Schlafzimmer ihrer Schwägerin erschien, hatte Doktor Holmgren das Haus bereits wieder verlassen, und der Baron war in seine finstere, dumpfe Verzweiflung zurückgesunken; er beachtete auch nicht einmal den Eintritt seiner Schwester, sondern starrte noch immer wie geistesabwesend vor sich hin.



„Felix, was ist geschehen?“ fragte das junge Mädchen mit bebenden Lippen und blieb an der Schwelle stehen, als wage sie nicht, in das Zimmer weiter hinein zu treten und sich volle Gewißheit zu verschaffen. Der Bruder verharrte in seinem stumpfen Hinbrüten, und von namenloser Angst angetrieben, eilte Sophie jetzt an das Bett der Schwägerin. War sie wirklich todt oder schlummerte sie nur? Sie ergriß ihre rechte Hand, die auf der seidenen Bettdecke ruhte, und ein Schauer rieselte durch ihr junges Herz. Die Hand war eiskalt, und wie sie jetzt das Antlitz schärfer betrachtete, konnte auch sie nicht mehr daran zweifeln, daß sie eine Todte vor sich habe. Die sonst so freundlichen Züge waren verzerrt, ein letzter, schmerzlicher Seufzer schien noch auf diesen bleichen Lippen zu ruhen. Der unerwartete Anblick durchschnitt ihr junges Herz, aber noch mehr die finstere Trauer des Bruders, als sie jetzt fragend auf ihn ihre Augen richtete, wie es gekommen, daß dies blühende Leben so urplötzlich dem Tode in die Arme gesunken sei? Da der Unglückliche in seinem düsteren Hinbrüten verharrte, ohne nur ihre Anwesenheit irgendwie zu beachten, so trat sie ihm näher und fragte leise: „Felix, wie ist es möglich, daß sie so rasch und unerwartet sterben konnte? Sie war ja am Abend noch ganz wohl und munter.“

Auch jetzt gab der Bruder keine Antwort, er schien sie gar nicht gehört zu haben, und erst als sie, um ihn zu ermuntern, die Hand auf seine Schulter legte und die Frage wiederholte, schien er allmählig aus seiner Erstarrung zu erwachen; langsam den Kopf erhebend, und die Augen wie geistesabwesend auf die Schwester richtend, fragte er tonlos: „Was willst Du?“

Sophie vermochte bei dieser Frage kaum ihre Thränen zurückzuhalten; der Seelenzustand ihres Bruders bewegte sie im tiefsten Innersten, denn sie gewahrte nun erst, wie er durch dieses schreckliche Ereigniß völlig vernichtet worden. „Felix, unsere einzige, liebe Fanny ist wirklich todt? Wie ist das gekommen? Sie war ja noch vor wenigen Stunden das blühende Leben selbst?“

„Ich weiß es nicht — frage mich nicht,“ murmelte der Baron in abgebrochenen Sätzen; plötzlich sprang er in die Höhe und verzweifelt die Hände ringend, schrie er mit lauter, gellender Stimme: „Ja doch, ich weiß es, ich habe sie getödtet!“ Er stieß dabei ein Hohngeächter aus, und nach diesem wilden, halb wahnsinnigen Ausbruch fiel er wieder auf seinen Stuhl zurück.

Das war zu viel für die ohnehin auf's Höchste gespannten Nerven des jungen Mädchens. Witten aus süßem Schlummer herausgerissen, hatte die Nachricht von dem plötzlichen Tode ihrer Schwägerin sie so furchtbar erschüttert, daß sie nur mit Aufwand aller Kraft sich so lange aufrecht erhalten hatte. Der Anblick der Leiche und dann der ihres völlig zusammengebrochenen armen Bruders brachte ihr Herz in fieberhafteste Erregung; aber bei seinem plötzlichen wilden Aufschrei gerieth Alles in ihr in Aufruhr, es war, als ob der wahnsinnige Klageruf durch ihr tiefstes Innere geseilt sei und all' ihre Sinne plötzlich gelähmt habe. Die Kniee versagten ihr, sie vermochte sich nicht länger aufrecht zu erhalten und brach ohnmächtig zusammen.

Der Baron starrte eine Weile wie verwundert und mit allen Zeichen völliger Geistesabwesenheit auf seine Schwester, dann murmelte er finster vor sich hin: „Auch sie habe ich getödtet!“ aber er rührte sich dabei nicht vom Fleck, sondern blieb, ohne seiner Schwester hilfsreiche Hand zu bieten, auf seinem Stuhle sitzen, die trostlosen, starren Blicke nur wieder auf das Antlitz der Todten geheftet, Sophie schien nicht weiter für ihn vorhanden zu sein.

Als Jospovic in das Sterbezimmer zurück-

kehrte, fand er zu seiner Verwunderung die junge Baroneß noch ohnmächtig am Boden liegen. Wie furchtbar mußte die Verzweiflung und der Seelenzustand des armen Freundes sein, daß er nicht einmal dem Zustand seiner Schwester die mindeste Beachtung schenkte. Der Chevalier rief die weibliche Dienerschaft herbei, damit sie sich um die Ohnmächtige bemühen und sie vor allen Dingen zu Bett bringen sollte; er selbst war nur darauf bedacht, durch vernünftigen Zuspruch den unglücklichen Freund aus seiner finsternen Verzweiflung emporzuraffen; aber all' seine glänzende Beredsamkeit, die er anwandte, war diesmal vergebens. Welch' großen Einfluß er auch sonst über den Baron besaß, die so wild und plötzlich zerrissenen Saiten seines Herzens vermochte er nicht so rasch wieder zusammenzuflicken, daß sie nur irgend welchen Klang gaben.

Die junge Baroneß verfiel in ein hitziges Fieber, und lag mehrere Tage ohne alle Bewußtsein. Doktor Holmgren mußte zu Hilfe gerufen werden, und seinen Bemühungen gelang es, allmählig die Schwerverkrankte so weit herzustellen, daß sie wieder zu klarem Bewußtsein erwachte. Jospovic hatte es während der Besuche des Doktors sorgfältig vermieden, mit demselben noch einmal in Berührung zu kommen, ja, er würde einen Arzt aus Arco für Sophie gewünscht haben; aber die Zeit drängte, und der Zustand der Erkrankten erschien so gefährlich, daß hier der rascheste Beistand nothwendig war.

Auch Doktor Holmgren hatte gerade diese Patientin nur ungern übernommen, denn es war ihm äußerst peinlich, in dem Hause eines Mannes noch ferner ein und aus zu gehen, dem er, durch ein verhängnißvolles Geschick gezwungen, jetzt in einer Weise entgegentreten mußte, die so leicht die Welt für Härte und Feindseligkeit auslegen konnte; aber er wußte, daß sich sein Freund, Oberleutnant v. Angerstein, für die junge Baroneß interessirte, und selbst wenn ihn nicht die bloße Pflicht angetrieben hätte, Sophie, so weit es an ihm lag, wiederherzustellen, würde er schon um des Freundes willen Alles angewandt haben, die Schwerverkrankte zu heilen.

Angerstein kam des Tages mehr als einmal zu Doktor Holmgren und fragte voll Besorgniß, wie es mit der Baroneß stehe und ob er hoffe, sie noch einmal glücklich durchzubringen. Der Doktor vermochte anfangs keine bestimmte Auskunft zu geben, denn der Zustand der Erkrankten war besorgnißerregend. Holmgren hatte nicht gedacht, daß diese Angelegenheit den Freund so tief erschüttern würde. Angerstein war leicht erregbar, phantasiebegabt, voll Wärme und Herzengüte und mit einem Temperament, das die Unnehmlichkeiten des Daseins ohne viel Reflexion genoß. Sein frischer, fröhlicher Sinn war nur durch die militärische Zucht etwas gedämpft. Im Dienst gab es keinen eifrigeren, pflichttreueren Offizier als ihn, dabei mangelte es ihm durchaus nicht an Geist und Strebelust; er war für alles Schöne in Kunst und Literatur empfänglich und selbst nicht ohne Begabung für die schöne Kunst. Er malte ganz hübsch, und sein Geigenpiel ragte sogar weit über das Mittelmäßige hinaus, dabei zeigte er sich stets bescheiden und gab sich sogar meist leichter und oberflächlicher, als er wirklich war. Der Sinn für die schönen Künste hatte ihn merkwürdig frisch erhalten, und nicht nur in seinem Aeußeren erschien v. Angerstein jünger, als er wirklich war, auch sein ganzes Wesen athmete eine seelische Frische, die Jeden, der ihn näher kannte, sehr angenehm berühren mußte. Den Fernerstehenden konnte er dagegen leicht eine militärische Zugewöhntheit zeigen, daß man ihn für ernster und kälter hielt, als er wirklich war.

„Ich hätte nicht gedacht, daß Dir die Kleine

schon so an's Herz gewachsen wäre,“ sagte Doktor Holmgren, als Angerstein schon zum dritten Mal, nachdem er die Schreckenskunde erfahren hatte, sich bei dem Freunde einfand, um von ihm zu erfahren, wie es mit der Erkrankten stehe.

„Ich wußte es bis gestern selbst noch nicht recht,“ entgegnete der Oberleutnant mit der Offenheit, die er stets seinem liebsten Freunde, Doktor Holmgren, gezeigt hatte. Wie verschieden auch die beiden Männer nach Temperament und Charakter waren, sie hatten sich doch schätzen gelernt und wußten, daß sie einander volles und unbedingtes Vertrauen schenken konnten. „Die gestrige Fahrt auf dem See entschied vollends über mein Herz. Sophie ist ein herrliches Geschöpf, ich liebe sie mit der ganzen Kraft meiner Seele, und ich fürchte nur —“

„Daß sie für Dich zu jung ist?“

„Komm ich Dir denn schon gar so greisenhaft vor?“ fragte Angerstein, und obgleich er frei von persönlicher Eitelkeit war, warf er jetzt doch einen prüfenden Blick in den nächsten Spiegel, um sich zu überzeugen, ob er wirklich schon so alt aussähe, daß dieser Abstand der Jahre so groß sei, um allein zwischen ihm und der Baroneß eine unübersteigbare Kluft aufzuwerfen.

„Durchaus nicht,“ entgegnete Holmgren ruhig; „aber Badsische verlieben sich gern in junge Männer oder in ganz alte.“

„Ist denn Sophie noch ein Badsisch?“ fragte der Oberleutnant halb verwundert, halb etwas entrüstet. „Das finde ich durchaus nicht,“ setzte er voll Entschiedenheit hinzu.

„Sie hat stets auf mich diesen Eindruck gemacht, trotzdem ich zugeben will, daß ihre Persönlichkeit weit über ihre Jahre gereift ist.“

„Du kennst sie eben nicht näher; sie ist geistig so gereift, und wenn Du sie gestern hättest sprechen hören, Du würdest auch ihren klaren, ruhigen Verstand bewundern haben; aber sie liebt mich leider nicht, und das ist es, was mir das Herz schwer macht.“

(Fortsetzung folgt.)

## Ernst August, Herzog von Cumberland.

(Mit Porträt auf Seite 137.)

Der einzige Sohn des früheren Königs Georg V. von Hannover, Herzog Ernst August von Cumberland, dessen Porträt wir auf S. 137 bringen, ist am 21. September 1845 zu Hannover geboren. Im Jahre 1866 begleitete er seinen Vater in den kurzen, mit dem Treffen bei Langensalza endenden Feldzug und dann nach Oesterreich. Kaiser Franz Joseph ernannte ihn zum Obersten und Inhaber des österreichischen Infanterieregiments Nr. 42, doch that der Prinz, welcher auch Oberst in der englischen Armee ist, keinen aktiven Dienst. Nach dem Tode seines Vaters wahrte er in einem an die Mächte und Höfe gerichteten Schreiben, datirt Gmunden den 11. Juli 1878, alle seine Rechte auf das Königreich Hannover und erklärte, bis zur Verwirklichung derselben den Titel eines Herzogs von Cumberland und zu Braunschweig und Lüneburg mit dem Prädikat „Königliche Hoheit“ führen zu wollen. Als dann am 18. Oktober 1884 Herzog Wilhelm von Braunschweig, der letzte Regent aus der älteren braunschweig-lüneburgischen Linie des Welfenstammes, gestorben war, suchte Herzog Ernst August von Cumberland als Vertreter der jüngeren Linie des Hauses Braunschweig-Lüneburg seine Rechte auf das Herzogthum geltend zu machen, vermochte jedoch einen Erfolg nicht zu erzielen. Testamentarisch hat ihm Herzog Wilhelm seine Schlösser im Herzogthum Braunschweig und zu Hiesing, sowie sein gesamtes Baarvermögen vermacht. Für gewöhnlich lebt der Herzog von Cumberland in Gmunden; er ist seit dem 21. Dezember 1878 mit der Prinzessin Thyra von Dänemark vermählt, welcher Ehe bis jetzt sechs Kinder entsprossen sind.





Das Melken der Kühe bei der Sennhütte.



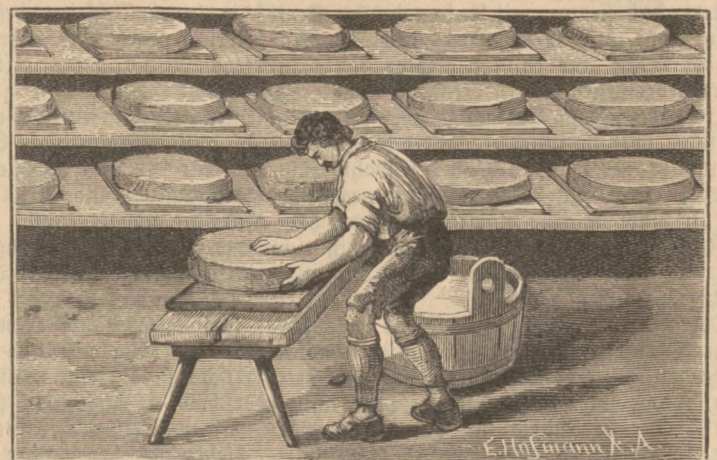
Das Käsen in der Sennhütte.



Der Auftrieb auf die Sennalpen.



Das Pressen der Käse.



Das Trocknen und Salzen der Käse.





H. Merté

V. A. R. BRENDAMOUR



## Der Auftrieb des Melkviehs auf die Sennalpen und die Käseerei im Algäu.

(Mit 5 Bildern auf Seite 140.)

Um die Zeit der Sommer Sonnenwende geht es in den Dörfern des Algäu sehr lebhaft zu, denn man rüstet sich überall zu dem Auftrieb des Melkviehs auf die Sennalpen, der meist einige Tage vor Johanni (24. Juni) stattfindet. Unser Mittelbild auf Seite 140 stellt einen solchen Auftrieb in dem schöngelegenen Marktflecken Oberstdorf dar. An dem bestimmten Tage sammeln die Sennen mit ihren Hirtenbuben die Heerden auf dem Dorfplatz, wo man den Röhren mächtige kupferne Schellen an gestickten Riemen um den Hals hängt und sie mit Kränzen schmückt. Auch die Ziegen tragen kleine Glocken um den Hals. Ist endlich Alles beisammen, so beginnt der Zug auf die betreffende Sennalpe, den der Obersenn, einen mit Blumen geschmückten Alpenstock in der Hand, schließt, und dem Alt und Jung noch eine Strecke weit das Geleite gibt. Oben auf der Alm beginnt nun alsbald die streng geregelte Thätigkeit. Die in der Birgsau aufgenommene Skizze oben links zeigt uns eine zu dem täglich zwei- bis dreimal stattfindenden Melken um die Sennhütte versammelte Heerde. Das Bild rechts daneben veranschaulicht das Käsen in der Sennhütte, das auf der Abscheidung des sogenannten Quarks von dem Wasser der Milch beruht. Dabei wird die Milch entweder künstlich durch sogenanntes Lab oder durch längeres Stehenlassen zum Gerinnen gebracht. Ersteres Verfahren, bei dem die Milch, wie auf unserer Skizze, durch eine Milchsieb in einen großen Kessel gegossen und dann erhitzt wird, liefert die sogenannten Südmilchkäse, letzteres die Sauermilchkäse. Die geronnene Milch wird in dem sogenannten Käselaten aus dem Kessel gehoben und in Käseformen gelegt, um darin gepreßt zu werden (siehe die Skizze unten links). Den Schluß bildet das Trocknen und Salzen der Käse (unten rechts). So geht die Käsebereitung den ganzen Sommer hindurch, bis anfangs Oktober die Heerden von den Sennalpen heimgetrieben werden, um die Winterquartiere zu beziehen.

## Die Hinrichtung Konradin's von Schwaben.

(Mit Bild auf Seite 141.)

Voll kühnen Muthes war der 16jährige Konradin von Schwaben, der letzte Sprößling des Kaiserhauses der Hohenstaufen, im Herbst 1267 mit seinem treuen Freunde Friedrich von Baden an der Spitze von 10,000 Mann über die Alpen gezogen, um sein Erbe Sicilien dem Murrpator Karl von Anjou zu entreißen. Am 23. August 1268 errang er bei Tagliacozzo einen Sieg über diesen; als sich seine deutschen Kruppen aber zu großer Sorglosigkeit überließen, fielen sie in einen Hinterhalt und wurden geschlagen. Konradin und Friedrich wurden auf der Flucht durch Johann Frangipani's Verrath an Karl von Anjou ausgeliefert, der ihnen den Prozeß wegen Hochverraths machen ließ. Nur ein einziger der Richter wagte es, den Erben des erlauchten Herrscherhauses der Hohenstaufen schuldig zu finden, alle andern sprachen ihn und seinen Gefährten frei. Nichtsdestoweniger sprach Karl aus eigener Machtvollkommenheit über Konradin und Friedrich, wie über alle Kriegsgefangenen, das Todesurtheil aus. Die beiden Freunde saßen in ihrem gemeinsamen Gefängnisse gerade beim Schachspiel, als ihnen der grausame Spruch verkündet wurde (siehe unser Bild auf Seite 141). Mit bewunderungswürdiger Fassung vernahmen Beide das Bluturtheil, welches am 29. Oktober 1268 auf dem Karmelitermarkte zu Neapel vollstreckt wurde. Die Franzosen selbst waren empört über diesen Gewaltakt, ja Karl's eigener Schwiegersohn, Graf Robert von Flandern, hieb den Richter, der das Todesurtheil noch einmal öffentlich vorlas, mit den Worten nieder: „Schurke, wie darfst Du einen so großen und herrlichen Ritter verurtheilen?“ Gefassten Muthes kniete der letzte Hohenstaube nieder und empfing den Todesstreich; ihm folgte Friedrich von Baden. Die Leichname der beiden so innig verbundenen Fürstensöhne wurden zuerst in einer kleinen Kapelle und dann in der Kirche St. Maria del Carmine beigesetzt.

## Ein freiwilliger Gefangener.

Historische Skizze

von Alara Reiskner.

(Nachdruck verboten.)

Es war um das Jahr 1500, als der hohe Rath der freien Reichsstadt Nürnberg in nicht geringes Erstaunen versetzt wurde, weil dazumal etwas geschah, was seit Gründung der Stadt daselbst noch nie vorgekommen war.

Es stellte sich nämlich eines schönen Sommertages im besagten Jahre ein grauköpfiger, geachteter Bürger beim Herrn Stadtrichter, der auch im hohen Rathe saß, mit der ganz gehorsamen und flehenden Bitte ein, ihn doch um Gottes willen für etliche Zeit in ein möglichst einsam gelegenes Kämmerlein im Gefängnisthurm einsperren lassen zu wollen.

Der Stadtrichter vermeinte erst, der Mann sei plötzlich wahnsinnig geworden, allein bald stellte sich heraus, daß der wackere Meister Peter Hele keineswegs am Verfolgungs- oder sonstigen Wahne, sondern an ganz anderen, betrüblichen Gebrechen litt, welche den alternden Mann zu diesem auffallenden Schritte trieben.

„Gar Wichtiges geht mir im Kopfe herum,“ ließ sich zur Erklärung seines Begehrens der Meister Hele vernehmen, „wovon ich aber mit Verlaub erst reden kann, wenn die That gelungen ist. Wo ich aber nun auch sein mag, ob in meiner Werkstatt oder in stiller, abgelegener Kammer, kein Winkel ist im ganzen Hause, wo die Meinen mich nicht aufstöberten und mit ihren neugierigen Blicken und Fragen, sowie mit Schelten und Vorwürfen aller Art verfolgten. So stören sie mich bei der ernstesten Arbeit und werfen mir Alles durcheinander, was ich mühselig zusammenbrachte, denn sie sagen, daß ich mein Geschäft deshalb veräume und mit meinem Unfinn, wie sie es heißen, uns noch allesammt an den Bettelstab bringen werde!“

„Das ist freilich schlimm, mein braver Meister!“ sprach darauf der Rathsherr kopfschüttelnd, „ich weiß indessen keinen anderen Rath, als daß Ihr Euch in Gottes Namen wiederum nach Haus begeben und dort selbst seht, wie Ihr mit Weib und Söhnen und mit Eurer geheimnißvollen Arbeit fertig werdet. Vielleicht war' es auch gut, wenn Ihr irgend einen geschickten Arzt befragen wolltet, der Euch durch einen Aderlaß von dem dicken lästigen Geblüt, das in Euch spuken wird, befreit. In den Thurm kann ich Euch durchaus nicht stecken, habt Ihr doch nichts verbrochen, um dort frei Quartier zu finden!“

Und dabei blieb es auch. Umsonst war alles Bitten des wackeren Meisters, es bestränkte den Herrn vom hohen Rath nur um so mehr in seinem Glauben, der gute Peter Hele leide doch wohl ein wenig an krankhafter Einbildung, und in seinem grauen Kopfe sei es nicht ganz richtig.

„So sagt wenigstens Denen, die mich so unvernünftig plagen,“ bat der Meister schließlich, „daß sie mich in Ruhe lassen. Die Zeit vergeht, und ich möchte doch nicht gerne in die Grube fahren, ohne mein Werk zuvor vollendet zu haben.“

Da nun der weise Herr vom hohen Rathe Nürnbergs aus Erfahrung wußte, daß der Mann nicht immer, wie es sein sollte, Herr im Hause ist, so fühlte er ein menschlich Rühren und ließ wirklich des Meisters Weib und Söhne vor sich bescheiden, um sie eindringlich zu vernahmen, doch ihren Mann und Vater wie gebührend als Herrn zu betrachten und unter seinem eigenen Dach zu respektiren. Darauf beklagten sich aber Frau Gretel sowohl, als auch ihre Söhne Peter und Jost, die des Vaters Geschäft, die Schlosserei, betreiben halfen, laut über den pflichtvergessenen Meister, der sie ohne allen Grund beim hohen Herrn Rath und Richter angeschwärzt habe.

Es sei mit dem Mann gar nimmer auszu-

halten und kein vernünftiges Wörtlein mehr aus ihm herauszubringen. Seit Nichtmeß, also länger als ein halbes Jahr, gehe er wie ein Nachtwandler am hellen Tag umher, und geberde sich auch sonst gar häufig wie ein närrisch Gewordener; dazu riegle er sich bei Tag und Nacht in seiner Kammer ein und treibe dort allerhand geheimnißvolle Arbeit, aus der kein Mensch klug werden könne, während er sein eigentliches Handwerk gänzlich vernachlässige.

Als der Rathsherr meinte, der Meister Peter sei doch sonst bekanntermaßen stets ein ganz frommer und getreuer Hausvater gewesen, brach Frau Gretel in lautes Schluchzen aus.

„Alle gehen wir noch zu Grunde,“ heulte sie, „wenn man dem Alten seinen Willen läßt! Kein Friede ist im Hause mehr und keine Freude, seit er die Hände müßig in den Schoß legt, um das unsinnige Zeug zu treiben, von dem Niemand was versteht. Er ist seitdem wie ausgewechselt und die ganze Wirthschaft geht zurück, anstatt voran!“

„Jawohl,“ bestätigte Peter, der ältere der Söhne eifrig. „Und es wäre deshalb wohl an der Zeit, daß der hohe Rath ein gerechtes Einsehen hätte, bevor der Vater, dem's doch nun einmal nicht ganz richtig mehr im Kopfe ist, vollends närrisch wird.“

„Recht gesprochen!“ bestätigte der zweite Sohn. „Unter Aufsicht muß er gestellt werden, ehe es zu spät ist, und wir um unser bißchen Hab' und Gut gekommen sind. Wir und die Mutter wollen selber die Verwaltung von Haus und Werkstatt übernehmen. Mit des Vaters Thun und Treiben ist's ein unheimlich Ding; er liest in wunderlichen Büchern, gerade als hab' er sich der schwarzen Kunst ergeben, ißt, trinkt und schläft kaum, und ab und zu vertröstet er uns auf unsere Fragen mit dem Versprechen, uns noch mit Geld und Gut zu überschütten, wenn wir ihn ruhig bei seinem Hegenwerk, das er Niemand kund thun will, gewähren lassen!“

Nachdenklich schweigend der Richter. „Habt Ihr nicht noch eine Tochter?“ fragte er dann Frau Gretel.

„Ei ja doch!“ sprach die Frau geringschätzend. „Die Trude ist aber bereits ein paar Jahre aus dem Hause und eines Schneiders Ehefrau.“

Der Rathsherr verabschiedete Weib und Söhne, und ließ des Meisters verheiratete Tochter, die hübsche junge Schneiderin, zu sich entbieten, um sie über ihres Vaters Wahn und Zustand zu befragen.

„Was meint Ihr wohl, was Euren Vater fehlt und was er im Geheimen schafft?“ redete er sie freundlich an.

„Ach, Herr, ich weiß es nicht!“ seufzte das junge Weib. „Aber ich weiß, daß man dem Vater daheim so wenig wohl gefinnt ist, als auch mir, daß man ihm den Bissen Brod und den Tropfen Wein nicht mehr gönnt und ihm mit Spott und Vorwürfen das Haus zur Hölle macht. Oft hat der Vater sich bei mir darüber beklagt und bitterlich dabei geweint.“

„So würdet Ihr vielleicht bereit sein, Euren Vater so lange bei Euch aufzunehmen, bis sich herausgestellt hat, wie es mit dem Zustand seines Geistes beschaffen ist?“ fragte der Rathsherr. „Und würde Euer Eheherr damit zufrieden sein?“

„Das will ich meinen!“ lächelte die Schneiderin, „wenn ich einmal Ja gesagt, dann stimmt mein Mann auch zu. Wenn also der Vater an unserem armen Herd vorlieb nehmen will, so kann er jeden Augenblick zu uns ziehen, er ist herzlich willkommen.“

Der Richter meinte, daß er daran gar nicht zweifle, und gab Befehl, den Meister Hele sofort herbei zu holen, um seine Ansicht zu vernehmen. Das war aber unnötig, denn derselbe stand bereits draußen auf dem Vorplatz, einen kleinen Beutel in der Hand tragend.



„Da bin ich schon, Herr Richter,“ sprach er traurig. „Fort von meinem eigenen Haus und Herde haben sie mich gewiesen, die Verblendeten! Beim hohen Rath wollen sie mich verklagen und entmündigen lassen, denn ich sei feindsich geworden, sagen sie, und gehöre von Gott und Rechts wegen in ein Spital oder in den Thurm. Seht, so ist meine eigene Familie mit mir umgegangen, und da bin ich nun mit meinem ganzen Reichthum, das in diesem Säcklein steckt, hierher gegangen.“

Zärtlich blickte der Verstoßene auf sein dürftiges Beutelschen nieder, das er sorgsam in Händen trug, als ob der kostbarste Schatz darin enthalten wäre, so daß es dem Rathsherrn wirklich erscheinen wollte, wie wenn der alte Mann schwachsinig geworden sei.

„Eure Tochter, wackerer Meister,“ sprach er, „ist bereit, Euch bei sich aufzunehmen, vorderhand kann also Euer Wunsch, durchaus in den Thurm zu kommen, immer noch nicht in Erfüllung gehen. Unbegreiflich ist mir aber, wie Ihr so ruhig von dannen eilet und Eure ganze Habe im Stich lassen konntet, um nichts als dieses Zeug da in dem Beutel, das doch gar keinen Werth hat, mit Euch davon zu tragen!“

„Keinen Werth?“ wiederholte, plötzlich zornig werdend, der sonst so sanftmüthige Mann. „Verzeiht, Herr, aber Ihr redet gerade so, wie Jene, die ihr eigen Glück mit Füßen traten, da sie mich so schnöde aus dem Hause wiesen. Komm, Trudel! Die Zeit wird goldene Früchte aus der verflümmerten Saat reifen lassen!“

So ging der sonderbare Meister an seiner Tochter Seite davon, indem er ihr — nach seinen lebhaften Worten und Geberden zu schließen — verlockende Bilder einer lachenden Zukunft vormalte, während der Richter ihnen kopfschüttelnd nachblickte. —

Nicht viel mehr als eine Woche war vergangen, als der gute Meister Hele schon wieder mit seinem Säcklein in der Hand vor dem Richter erschien, diesmal vom Arme des Gefekes dorthin geleitet. Er hatte den Lehrburschen seines Eidams, des Schneiders, ohne allen Grund schwer gezüchtigt, was als muthwilliger Frevel nach damaliger Sitte mit mehrtägigem Einsperren in die sogenannte Bürgerstube bestraft wurde.

Halb verlegen und halb lächelnd blickte der Meister auf den Richter, der eine strenge Miene annahm.

„Nicht wahr, nun komme ich doch endlich in den Thurm?“ meinte er statt aller Vertheidigung. „Seht, Herr Richter, anders gibt's doch keine Ruh' für mich! Es war recht gut von Euch gemeint, daß Ihr mich zu meiner Tochter gabt, aber Segen hat's doch nicht gebracht. Mein Eidam, der kleine Schneider, ist gewiß die gute Stunde selber, aber neugierig und voll Aberglauben. Für einen Herrenmeister hat er mich gehalten und mich auf Tritt und Schritt belauert; alle Tage gab's Verdruß und Unfrieden im Hause, und meine gute Tochter, die Gott segnen möge, weil sie allein getreulich zu mir hält, hatte keine gute Stunde mehr. Da hab' ich denn dem Ding ein End' gemacht, indem ich ohne allen Grund den Lehrbuben prügelte, was der Bub' schon verschmerzen und mir doch endlich in den Thurm verbekelt wird. Ein ander Mittel, um letzteres zu erreichen, ist mir nicht beigestallen.“

„In Gottes Namen denn!“ sprach der Richter. „Euer Wunsch soll sich erfüllen, Meister Peter. Wandert also getrost mit Eurem Geräthe da in die Einsamkeit der Gast, sofern Ihr nicht durch Geldstrafe von Eurem Vergehen Euch loskaufen könnt oder wollt.“

„Bei Leibe nicht, Herr Richter!“ sagte Meister Peter froh und eifrig. „Weiset mir nur ein einfaches helles Kämmerlein im Thurm an, und laßt mich dort mit meinem Wertzeuge allein!“

„Wohlan, es sei!“ bestätigte der Richter. „Ihr sollt allein und unbehelligt bleiben, durch Niemand als durch Euren Kerkermeister gestört, bis der Neumond kommt!“

So wanderte denn Meister Hele froh und wohlgemuth ab in's Gefängniß, wo er ungestört verblieb und ihm Alles, was er zu seinem geheimnißvollen Werke benötigte, gereicht ward, bis seine Gefängnißstrafe verbüßt und zugleich der Tag angebrochen war, an welchem seine Frau und Söhne vor dem hohen Rath der freien Reichsstadt Nürnberg zu erscheinen hatten, um sich wegen ihres Verhaltens gegen den Gatten und Vater, den sie „in unehrerbietiger Weise aus dem eigenen Hause gewiesen“, wie die Anklage lautete, zu rechtfertigen.

In feierlicher Versammlung saßen die ehrwürdigen Väter der Stadt im Rathhaussaale beisammen, um Recht zu sprechen. Ernsthaft hörten sie zu, wie Meister Hele's Weib und seine beiden Söhne mit vielem Eifer und großer Verebtsamkeit verlangten: „daß es einem weisen, hohen Rath doch gefallen möge, den Meister Hele seiner Rechte als Hausvater zu entsetzen, nachdem er klar genug bewiesen, daß er nicht mehr dazu befähigt sei, sie auszuüben; sei doch sein ganzes Gebahren das eines Narren, welcher sich, um seinem unzurechnungsfähigen Thun die Krone aufzusetzen, gar noch schließlich absichtlich in den Thurm einsperren lasse, was doch gewißlich niemals einem vernünftigen Menschen einfallen könne!“

Namentlich der letztere Grund trug sehr viel mit dazu bei, den hohen Rath zu überzeugen, daß Meister Peter in der That wohl reif für's Zolthaus sein möge.

Schon wollte der vorsitzende Bürgermeister das Wort ergreifen, um zur Abstimmung schreiten zu lassen, als der Stadtrichter noch die Frage an des Meisters Tochter richtete, ob denn auch sie mit dem Vorhaben von Mutter und Brüdern einverstanden sei.

„Beühete mich der Himmel, daß ich an solchem Frevel Antheil nehmen sollte!“ tief entsetzt die Schneiderin. „Mein Vater ist ebenso wenig närrisch, als seine Widersacher, und als ihr Herren Alle mit einander! Mein Gemann hat sich von meinen bösen Brüdern arg verkehren lassen, und ist so furchtsam wie ein Hase und abergläubisch dazu.“

Wie spitze Schwerter fuhren nun die Zungen ihrer Angehörigen über die wahrheitsmuthige Frau Gertrud los, trotz der Gegenwart des hohen und wohlweisen Rathes.

„Hört nicht auf sie, ihr hohen Herren vom Rath!“ rief wüthend die alte Meisterin. „Die Gertrud legt falsches Zeugniß ab. Die Habgüchtige hat ihren schwachsinigen Vater nur deshalb zu sich gelockt, weil sie auf die goldenen Berge hoffte, die er ihr versprach, die eben nimmer kommen wollen. Hört nur auf ihren Gheherrn, den wackeren Schneider!“

Und der wackere Gheherr, der Schneider, ein gar zart gebautes Männlein, trat mit vieler Schüchternheit auf und versicherte, auch er wisse ein Lied zu singen von der Thorheit des alten Meisters — ja noch schlimmere Dinge seien zu berichten. „Denn,“ fuhr er, muthiger geworden, fort, „als ich einstmals aus unschuldiger, harmloser Wißbegier in des Vaters Stube durch das Fenster eingestiegen bin, habe ich dort — mit Verlaub zu sagen — Satanas in eigener Person gesehen, oder wenigstens gehört. Auf dem Tische, wo sich all' sein sonderbares Arbeitszeug befand, lag auch ein Ding wie eine Kugel, in dem es hämmerte und arbeitete, wie wenn der Böse, der doch jede Gestalt annehmen kann, selber drinnen wäre! Ich aber nicht faul — noch weiß ich heute selbst nicht, woher ich plötzlich die Courage nahm — griff nach dem furiosen Ding, warf es gegen die Wand und lief dann schnell hinaus.“

Wohlgefällig nickten die Kläger dem Schneider zu, die gute Tochter aber rief voll Zorn: „Mann, Mann! Bedenkt Du denn gar nicht, was Deine Zunge da für gottlosen Unsinns spricht! Soll denn mein armer Vater, der sich nicht einmal vertheidigen kann gegen alle Eure Bosheit, noch zum Lohn für alle seine Güte auf die Folterbank kommen, oder den Holzstoß besteigen?“

„Gemach, gemach!“ sprach darauf begütigend der Stadtrichter. „Das ist des Landes nicht der Brauch, daß man die Leute ungehört verdammt!“

Damit rührte er eine Glocke. Bei diesem Tone öffnete sich eine Seitenthüre, und Meister Hele in eigener Person trat in den Saal, bleich und abgefallen zwar und schmerzlich lächelnd ob der Unbill, die ihm angethan worden, jedoch mit Ruhe und Ergebung in Blick und Haltung.

„Meister Peter Hele,“ redete ihn der vorsitzende Bürgermeister an, „habt Ihr die Klage gegen Euch vernommen?“

„Leider habe ich's,“ erwiderte der Angeklagte mit Thränen in den Augen, „und gäbe etwas d'rum, hätt' ich es nicht gehört. Aber ich will nicht rechten mit den Menschen, die mich als Gatten, Vater und als Bürger so verkennen konnten, und ihnen gern verzeihen, weil ich überzeugt bin, daß es sie gereuen wird. Endlich ist ja heut' die Stunde da, wo ich offen reden und vor aller Welt mich und mein bischen Vernunft rechtfertigen darf. Ihr lieben Herren,“ wendete er sich zu den hohen Herren vom Rath, die schweigend und gespannt der Dinge harren, die da kommen sollten, „ihr habt wohl auch gemeint, ich sei nichts als ein armer Narr, und auch mein beharrliches Schweigen mag euch als ein Beweis meiner Thorheit erschienen sein. Vernehmet nun jetzt, warum dies Alles so geschah! Weshalb ich von daheim und von dem neugierigen Schneider wegfliehen und zum Gefängniß meine Zuflucht nehmen mußte, wißt ihr schon; ohne das wäre ich heut' überhaupt gar nicht im Stande, hier vor euch mit meiner Rechtfertigung zu stehen, weil man mir im eigenen Hause keine Raft noch Ruhe ließ, und weil mein Eidam mein mühevolltes Werk, das endlich fertig war, zertrümmerte, so daß ich von vorn damit beginnen mußte. In der Einsamkeit der Gast, im Thurme, aber ist mir mein Werk zum zweiten Mal gelungen, und zwar besser als zuvor. Seht hier das Werk, das meines Verstandes Zeuge ist und meines verkannten Geistes Ehre vor euch retten soll, es mag besser und überzeugender für mich sprechen, als ich schlichter Mann es selber kann!“

Und Meister Peter Hele griff in seine Brusttasche und zog einen kleinen Gegenstand heraus, in welchem es plickte und hämmerte, als ob ein Thier darin verborgen sei. Es war das Werk, um deßentwillen er so viel gelitten, das ihm so viel Vergnügen und sorgenvolle Tage und Nächte bereitet, und das doch, einmal in seinem Kopf entstanden, ihm nicht Ruh' und Frieden gelassen, bis er es zu Stand' gebracht, es war — die erste deutsche Taschenuhr!

Stauend erhoben sich die Rathsherrn von ihren Sitzen, um das kleine, eiförmige Ding zu betrachten. Thurmuhren gab es in Nürnberg bereits seit anno 1462, doch so ein kleines Wunderwerk, nicht größer als ein Ei und von derselben Form, das treulich jede Stunde zeigte, jede Stunde schlug und vierzig Stunden fortging, ohne abzulaufen, hatte man noch nicht erblickt. Zwar besaß diese erste Taschenuhr noch nicht eine spiralförmig gewundene Feder und noch manches Andere nicht, was spätere Erfindungen erst vollendeten; eine Darmsaiten war statt der Kette angebracht, und deshalb fehlte auch noch jene Genauigkeit, welche heutzutage den Taschenuhren eigen.



Unter allgemeiner Bewunderung ging die Taschenuhr von Hand zu Hand, glänzend hatte der Verfertiger derselben die wider ihn erhobene Anklage durch die That widerlegt, und anstatt verurtheilt zu werden, wurde der gute, verkannte Meister mit den höchsten Lobprüchen überhäuft. Ebenso geduldig und bescheiden ließ er jetzt alle Ehrenbezeugungen über sich ergehen, wie zuvor die unverbienten Schmähungen.

Reuig und beschämt standen die Seinen, denen um feinetwillen verziehen ward, was sie an ihm gethan, während die glück- und freudestrahlende Frau Schneiderin im Triumphe am Arme des Vaters nach Hause zurückkehrte.

Freilich sollte das Sprichwort, „daß der Prophet nirgends weniger als in seinem Vaterlande gilt,“ sich bald auch bei dem alten Meister bewähren. Nachdem der erste Freudenrausch vorüber, erhoben sich bald Stimmen, welche — theils laut, theils im Geheimen —

die neue Erfindung herabzusetzen sich bemühten, um des schlichten Meisters Ruhm, dem man dergleichen gar nicht zugetraut, und der auch jetzt so gar nicht in die Pärntrompete zu stoßen wußte, zu schmälern. Schließlich meinte wohl jeder Fant, er hätte am Ende dasselbe, nur besser noch, zu Stande gebracht. Andere fanden sich, die gar zu gerne das wunderbare Ei für Hexenwerk erklärt hätten; kurz und gut, der arme Meister hatte schließlich doch nichts als Unruhe und Undank von seiner Erfindung, mit welcher er den Menschen hatte wohlthun wollen. Erst seinen undankbaren Nachkommen ward die Ernte und der Ruhm davon zu Theil, ja man nannte sogar später seinen älteren Sohn Peter als den eigentlichen Erfinder des sogenannten „Nürnberger Eies“.

Die Nachwelt freilich wußte des guten Meisters Werk besser zu schätzen, und heute noch über die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit der Taschenuhren zu sprechen, wäre wahrlich über-

flüssig. In Paris wurde vor Kurzem ein echtes Nürnberger Ei mit dem Namen „Peter Hele“ und der Jahreszahl „1500“ um den hohen Preis von 8100 Franken verkauft, eine Summe, die der schlichte Meister Hele während seines ganzen Lebens nicht für seine wichtige Erfindung eingenommen hat.

### Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Heinrich IV. und sein Pferd.** — Heinrich IV. von Frankreich besaß ein Pferd, das ihm so lieb und werthvoll war, daß er einmal äußerte, wer zuerst den Tod seines Pferdes ausspräche, sollte selbst dem Tode verfallen sein, was natürlich der ganzen Dienerschaft bekannt wurde. So sehr man nun auch das Pferd versorgte, schließlich wurde es doch krank und starb. Man zitterte, es dem König zu melden, und doch durfte und konnte man es nicht verschweigen. In der höchsten Noth trat ein Gascogner auf, der sich bereit erklärte, die Botchaft zu übernehmen.

### Humoristisches.



Drei Gründe.

Herr: Jakob, mir scheint, Du hast aus der Flasche Wein getrunken und Wasser nachgefüllt, damit ich den Abgang nicht bemerken soll!  
Jakob: Gott bewahre! Denn erstens trinke ich nie Wein; zweitens, wenn ich Wein trinke, fülle ich niemals Wasser nach, und drittens, wenn ich Wasser nachfülle, so schütte ich jedesmal auch etwas Schnaps dazu, damit der Wein die Kraft nicht verliere.



Vorbereitet.

Lieber Onkel, ich wollte Dir nur sagen, daß Mama und ich, trotzdem Du bisher immer dagegen sträubtest, in Ansehung Deines leidenden Zustandes zum Arzt geschickt haben; derselbe wird gleich hier sein. Nicht wahr, Du bist jetzt doch auf den Besuch des Doktors vorbereitet?

— O ja, ich habe mein Testament schon gemacht!

Er ging zum König, und als er ihn erblickte, rief er traurig und mit fliegendem Athem: „Ach, das Pferd — Ihr Pferd — das königliche Thier — die Krone aller Pferde —“ und stockte nach jedem Worte. Heinrich, der sogleich ahnte, was vorgefallen sein mußte, fiel ihm bestürzt und erschreckt in die Knie. „Sicher, es ist gestorben!“ sagte er und wurde sehr zornig. „Eure Majestät haben sich den Tod verdient,“ rief da der Bote, „Sie haben zuerst den Tod Ihres Pferdes ausgesprochen.“ Heinrich mußte über die geschickte Art der Botchaft herzlich lachen, der Witz des Mannes gefiel ihm sogar so gut, daß er ihm nicht nur nichts Böses that, sondern ihm sogar eine ansehnliche Belohnung gab. [3. D.]

Auslösung des Fall-Räthfels in Nr. 17:

N	a	t	t	e	r	n
S	u	b	i	a	n	a
B	a	n	a	n	e	n
F	r	a	n	s	e	n
K	a	n	n	e	n	e
S	i	t	t	a	n	s
N	t	e	m	a	n	n

### Bilder-Räthsel.



Auslösung folgt in Nr. 19.

Auslösung des Bilder-Räthfels in Nr. 17:

Wie glücklich würde mancher leben, wenn er sich um andere Leute Sachen so wenig kümmerte, als um seine eigenen.

### Räthsel.

Ich bin so gut und groß, als schön,  
Du aber willst das oft nicht seh'n,  
Du nimmst mir, was Du kannst und magst,  
Ein hungriger, verwöhnter Gast.  
Und nicht nur Nahrung willst Du haben,  
Auch Kleidung. Obdach sind die Gaben,  
Und Gold und Silber, Schmutz und Zier,  
Die täglich Du begehrst von mir.  
Dafür lebst Du so mit mir hin,  
Weißt nicht einmal, wie alt ich bin,  
Nennst Mutter mich in guten Stunden,  
Fühlst Dich mir aber nicht verbunden.  
Nach Deinem Willen und Begehr  
Bin ich verwundet kreuz und quer;  
Du gönnst mir nimmer Rast und Ruh  
Und doch in mir ruhst endlich Du.

[Claire v. Glümer.]

Auslösung folgt in Nr. 19.

Auslösungen von Nr. 17: des Trennungs-Räthfels: An Ton — Anton; des Räthfels: Falter, Filter, Folter.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.  
Kommandit-Gesellschaft auf Aktien.  
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben  
von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.